

Gestohlene Jugend (Vortragsfassung für Jena))

Dass ich als Rechtsanwalt einmal Kommunisten und andere Gegner des kapitalistischen Herrschaftssystems verteidigen und Kriegsdienstverweigerer vor Gericht vertreten würde, ist mir nicht an der Wiege gesungen worden. Kommunisten waren das Schreckgespenst meiner Kindheit. Und das im Herrenzimmer meines Vaters hängende große gerahmte Foto eines im Ersten Weltkrieg gefallenen Bruders meines Vaters in der Uniform eines Offiziers der kaiserlichen Marine ließ mir den Heldentod als höchste soldatische Ehre erscheinen. Es bedurfte einiger Erfahrungen in mehr als 80 Lebensjahren, um mich aus dem seit vielen Generationen herrschenden politischen Massenbewusstsein zu lösen.

Mein Vater hat das Datum des Tages im Album weiß auf schwarz sorgfältig notiert, es war der 16. August 1931, an dem jenes Familienfoto entstand, das in meinem Arbeitszimmer an der Wand hängt und mich täglich an eine von Schule, Hitler-Jugend und Krieg noch unbeschwerte Kindheit erinnert. Im besonnten Garten meines Elternhauses im damals noch nicht vom Krieg zerstörten pommerschen Anklam sitzen wir auf Gartenmöbeln um einen Tisch, mein Vater, der den Selbstauslöser des Fotoapparats betätigt hatte, erhöht auf der Lehne der Bank neben meiner Mutter sitzend, die Großeltern Bley, zu Besuch aus Festenberg in Schlesien angereist, und ich, der Fünfjährige, an die Großmutter Hannover aus Güstrow gekuschelt, die seit 1928 verwitwet und häufig zu Gast in unserem Hause war.

Da ist ein Augenblick festgehalten, in dem für mich die Welt noch heil war. Da hätte die Geschichte noch anders weitergehen können. Das Furchtbare, das danach kommen sollte, war noch nicht geschehen. Dass es längst

angebaut war und dass schon viel Furchtbares geschehen war, wusste ich nicht, die einzigen Feinde, von denen man mir erzählt und vor denen ich Angst hatte, waren die Kommunisten. Aber auch vor denen glaubte ich sicher zu sein, wenn abends die hölzernen Rollos vor den Fenstern zur Straße heruntergelassen wurden und tagsüber der Garten durch Mauern und die Ziegelwände der Nachbarhäuser geschützt war. Und wie sollten sie in mein im Obergeschoss des Hauses gelegenes Zimmer kommen.

Aber wie sich zeigen sollte, traute ich den Kommunisten auch das zu. Einmal wachte ich nachts auf und glaubte, an den Wänden meines Zimmers Plakate zu sehen. Ich rannte schreiend ins Schlafzimmer meiner Eltern und rief: „Die Kommunisten haben mein ganzes Zimmer voll Plakate geklebt.“ Mein Vater stand auf, nahm mich an die Hand und kam mit in mein Zimmer. Als er Licht machte, erkannte ich, dass die vermeintlichen Plakate vom Licht der Straßenlaternen auf der Tapete erzeugt worden waren.

Wie stark die mir anezogene Angst vor Kommunisten gewesen sein muss, belegt noch eine weitere Kindheits-erinnerung, die auch etwa aus der Zeit stammen muss, in der das friedliche Familienfoto im Garten entstanden ist. Meine Mutter zeigte mir vom Fenster meines Zimmers aus einen Mann, der auf der anderen Straßenseite stand und den Vorbeigehenden Zeitungen, nämlich das Anklamer Kommunistenblättchen „Der Pulverturm“, zum Kauf anbot, das nach einem mittelalterlichen Anklamer Bauwerk benannt war, aber natürlich auch als revolutionäres Symbol verstanden werden sollte. „Das ist Tieg, der Anklamer Kommunistenführer“, sagte meine Mutter. Da kam bei mir Angst auf, und ich erinnere mich, wie ich dachte: „Gottseidank, dass unser Haus feste Türen hat.“ Inzwischen weiß ich, dass Tieg Sohn eines Arztes und selbst promovierter, wegen seiner KPD-Mitgliedschaft arbeitsloser Jurist war, der damals schon todkrank

gewesen sein muss, denn er ist bald darauf an Lungentuberkulose gestorben. Es muss ihm sehr wichtig gewesen sein, seine Zeitgenossen vor dem zu warnen, was sie von den Nazis zu erwarten hatten. Sicher hat auch in dem von ihm vertriebenen Blatt die zukunftssträchtige Wahrheit gestanden „Wer Hitler wählt, wählt den Krieg“, eine Warnung, die ich später als Strafverteidiger in Kommunistenprozessen auf alten, in den Akten überlieferten kommunistischen Flugblättern fand.

Meine Angst vor Kommunisten erledigte sich durch Hitlers sogenannte „Machtergreifung“, denn auch wir Kinder erfuhren, dass Kommunisten nunmehr eingesperrt wurden. Dass sie auch zu Tausenden ermordet wurden, erfuhren wir nicht. Ich war 1932 eingeschult worden und erlebte die mit Hitlers sogenannter Machtergreifung am 30. Januar 1933 beginnende „neue Zeit“ in einer Umgebung, die uns die Herrschaft der Nazis als segensreich erscheinen lassen sollte. Wir lernten in der Schule das Lied „Ich bin Adolf Hitlers kleiner Soldat“ und wurden auch durch die Schülerzeitung „Hilf mit“ belehrt, wer die Guten und wer die Bösen waren. Tief berührt war ich durch Buch und Film über den Hitlerjungen Quex, der sich gegen seinen kommunistischen Vater durchsetzte, in die Hitler-Jugend eintrat und von einem Kommunisten erschossen wurde. Der Hitlerjunge Quex war ein Vorbild für unreife Kinder, die aus einem Lied von Baldur von Schirach, dem „Reichsjugendführer“ des Hitler-Reichs, die Parole kannten, dass die Fahne mehr als der Tod sei.

Auch die in der Volksschule herrschende Prügelpädagogik, die damals in vielen Familien als selbstverständliches Erziehungsprinzip galt, also eigentlich nicht neu war, passte zum Gewaltcharakter des Systems. Die Prügelstrafen in den vier Volksschuljahren habe ich in finsterner Erinnerung, obwohl ich selbst davon verschont blieb. Aber es gab Klassenkameraden, bei denen bestimmte Lehrer immer wieder aus nichtigen Gründen

ihre sadistischen Bedürfnisse austoben. Wer Eugen Kogons Buch „Der SS-Staat“ oder andere KZ-Literatur gelesen hat, weiß, wie sich der in der Schule gelernte Sadismus in Brutalitäten gegen wehrlose Gefangene fortgesetzt hat.

Auf dem Gymnasium hatten wir einen Klassenlehrer, der Kreispropagandaleiter der NSDAP war und entsprechende Auffassungen im Unterricht und in seinen Aufsatzthemen unterzubringen wusste. Wenn er uns zum Beispiel das Aufsatzthema „Der Führer spricht“ stellte, erwartete er Lobeshymnen auf einen Führer, der inzwischen als größter Kriegsverbrecher aller Zeiten in die Geschichte eingegangen ist.

Aber es gab auch Lehrer, an die ich mit großer Hochachtung zurückdenke. So hatte Dr. Theodor Eichhoff, ein leidenschaftlicher Shakespeare-Forscher, bei dem wir in Englisch und Geschichte unterrichtet wurden, den Mut, zu einer Zeit, als Hitlers Armeen die Sowjetunion verwüsteten, über Napoleons russischen Feldzug von 1812 zu sprechen, der bekanntlich in einer Katastrophe endete. Eichhoff belegte mit Zitaten aus der damaligen französischen Presse, was die französische Öffentlichkeit über den vieltausendfachen Tod der Soldaten erfuhr: „Seine Majestät, der Kaiser, ist wohlbehalten wieder in Paris eingetroffen“. Wir dummen Jungen haben damals nicht begriffen, was für aktuelle Bezüge dieser antifaschistisch gesinnte Pädagoge uns nahebringen wollte.

Dass meine gestohlene Jugend mit dem Beginn des „Dritten Reiches“ schon begonnen hatte, wurde mir, dem in einem deutschnational eingestellten Elternhaus Aufgewachsenen, nicht sogleich bewusst. Auch Gespräche und Erlebnisse mit Freunden hatten zu dem Irrtum beigetragen, dass die Nazis eine gute Sache vertraten. Die Uniform der Hitler-Jugend mit Braunhemd

und Fahrtenmesser hatte denn auch schon für den Achtjährigen große Attraktivität, und so folgte ich dem Beispiel meines gleichaltrigen Freundes Uwe, dessen Vater Sturmbannführer in der SA war, und wurde Mitglied des „Deutschen Jungvolks“, der Kinderorganisation der Hitler-Jugend. Die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. Ein System von Befehl und Gehorsam, Marschieren und Exerzieren waren nicht meine Sache.

In der Folgezeit drückte ich mich so oft wie möglich vor dem sogenannten „Dienst“ und wurde nie über den Rang eines „Rottenführers“ hinaus befördert (eine Rotte bildeten die drei Jungen, die im Glied nebeneinander standen), hatte auch nie den Ehrgeiz mehr zu werden. Als ich zwangsläufig in die Hitler-Jugend (HJ), die Organisation der Vierzehn- bis Achtzehnjährigen übernommen wurde, wählte ich die Motor-HJ, was immerhin die Attraktion bot, ab und zu das Motorradfahren üben zu können. Aber ansonsten war ich auch hier ungenügend eifrig und blieb rangloses und meistens fehlendes Mitglied.

Die Bemühungen der HJ, des Reichsarbeitsdienstes und der Wehrmacht, aus mir einen dressierten Totschläger zu machen, waren vergeblich. Die kriegerischen Zielsetzungen dieser Organisationen und meine individuellen Interessen waren so gegensätzlich, dass es wohl nur ein Irrtum meiner Vorgesetzten sein konnte, mich gegen Ende des Krieges noch zum Unteroffizier zu befördern.

Meine Welt waren künstlerische Interessen wie Musik, Malerei und Literatur, die mich frühzeitig zu eigener Kreativität anregten. Da entstand eine Fülle von Zeichnungen und Aquarellen, von Geschichten, Gedichten, kindlich unfertigen Romanen und Operntexten und kleinen am Klavier erfundenen Kompositionen, und es entwickelte sich eine Liebe zur klassischen Musik, die meine Mutter einmal zu der Äußerung veranlasste: „Deine Frau wird dich eines Tages fragen: wen liebst du eigentlich

mehr, mich oder Mozart?“ Eine Liebe, die mit der kleinen Nachtmusik aus Vaters Plattenschrank begann und sich bis heute erhalten und weiterentwickelt hat. Oft habe ich mir gewünscht, in Mozarts Zeit gelebt zu haben und einer der Zuhörer bei der von Mozart selbst dirigierten Uraufführung des „Don Giovanni“ in Prag gewesen zu sein. Ich hätte ihm gern „Bravo, Mozart!“ zugerufen. Und ich hätte Mozart bessere Ärzte gewünscht. Noch heute werde ich traurig bei dem Gedanken, wie viele Noten unkomponiert geblieben sind.

Meine Eltern waren besorgt, dass ich dem Dienst in der HJ nicht mit genügendem Eifer nachkam. „Junge, das ist deine Zukunft“, sagte mein Vater, der seinerseits gleich zu Beginn der Nazizeit in die NSDAP und, dem Beispiel vieler Arztkollegen folgend, in die SS eingetreten war, die damals im Vergleich mit der rüpelhaften SA als die edlere Organisation galt. Er war kein fanatischer Nazi und ließ oft eine ironische Distanz zu Hitlers Anhängern erkennen, hielt es aber wohl für opportun, sich anzupassen – vielleicht nicht zuletzt im Blick auf die Zukunft seines Sohnes.

Dass sein Opportunismus nicht nur ihm und seiner Familie, sondern auch anderen Menschen genützt hat, habe ich mehrmals erlebt. Nur ein Beispiel: Als der Ehemann unserer langjährigen Putzfrau in den Verdacht geriet, an einer Aktion kommunistischer Arbeiter in der Anklamer Zuckerfabrik mitgewirkt zu haben, die einem Hitlerbild die Augen ausgestochen hatten, setzte sich mein Vater erfolgreich dafür ein, dass der Mann weder bestraft noch ins Konzentrationslager eingeliefert wurde. Da zahlte sich nicht nur das große Ansehen aus, das mein Vater wegen seiner beruflichen Fähigkeit als Arzt genoss, sondern sicher auch sein Rückhalt in Partei und SS. Und für mich ist es eines der Indizien dafür, dass mein Vater seine politische Unabhängigkeit und Menschlichkeit trotz formaler Mitgliedschaft in Naziorganisationen bewahrt hatte. Aber er ließ sich täuschen, dass die Nazis

Sozialisten seien und glaubte, dass dem Sozialismus die Zukunft gehöre. Dass er dem Sozialismus Moskauer Prägung einen deutschen Sozialismus vorzog, lag nahe. Hitlers Buch „Mein Kampf“, in dem der Krieg und die Eroberung von sogenanntem „Lebensraum“ im Osten angekündigt war, hat er nicht gelesen. Und dass seit Generationen übliche Torheiten wie Antikommunismus und Antisemitismus in Massenmord enden könnten, hat er sicher nicht für möglich gehalten.

Und wir Jungen wussten es auch nicht besser und folgten verehrten Vorbildern. Auch ich sah kein Problem darin, alle Bedingungen für den von mir damals angestrebten Forstberuf zu erfüllen, zu denen auch die Mitgliedschaft in der NSDAP gehörte. Ich habe in den 80er Jahren erleben müssen, dass ein Staatsanwalt mir als Strafverteidiger das Recht absprechen wollte, gegen einen medizinischen Sachverständigen, der im Hitler-Reich an Massenmorden an geisteskranken Kindern mitgewirkt hatte, einen Ablehnungsantrag zu stellen; Begründung: ich sei ja als 17-jähriger selbst ein Nazi gewesen. Ich habe es versäumt, diese Unverschämtheit mit einer Ohrfeige zu beantworten..

Mit dem Heranwachsen entstand der Wunsch, die Welt kennenzulernen, wozu selbstverständlich ein kleines Motorrad nötig gewesen wäre, das mein Freund Günter und ich schon in einem Katalog ausgesucht hatten, lange bevor wir reif für den Führerschein waren. Aber bevor es so weit war, diesen Wunsch zu verwirklichen, mussten wir stattdessen als Siebzehnjährige ohne Abitur die Schule verlassen, um, wie es hieß, das Vaterland und die Freiheit zu verteidigen, von der in einem Soldatenlied ausdrücklich die Rede war. Das begann im Mai 1943 mit der dreimonatigen Zeit beim Reichsarbeitsdienst, wo man uns den befehlsgemäßen Umgang mit dem Spaten beibrachte. Das Graben zum Beispiel ging nach dem Kommando: schuub! huub! wuurf! Und das Präsentieren des Spatens nach dem

ebenfalls zackig ausgesprochenen Kommando: Den Spaten – über! Natürlich wurde man auch an die mit Stockbetten und winzigen Schränken für die Kleidung und sonstige Sachen ausgestatteten 8-Mann-Zimmer gewöhnt, an den Terror des rasend schnellen Aufstehens nach dem frühen Wecken, an den Huschhusch zu erledigenden Besuch des Klos oder des „Donnerbalkens“ und die Huschhuschwäsche in dem mit zahlreichen Kaltwasserhähnen versehenen Waschraum. Bei alledem waren die im Vorteil, die sich nicht scheuten, ihre Ellbogen zu gebrauchen. Dann Raus- und Antreten in Uniform und mit dem Spaten vor der Kaserne. Das „Morgen, Männer!“ des Feldmeisters war im gebrüllten Chor zu beantworten. Und los ging's mit Gesang zur Arbeit oder zum Exerzieren. Ich habe das alles als kaum erträglichen Wechsel von der privilegierten Existenz eines verwöhnten Einzelkindes wohlhabender Eltern zu einem primitiven fremdbestimmten Kollektivdasein erlebt.

Aber das war nur die Vorstufe zu dem gesteigerten Terror des Rekrutendaseins bei der Wehrmacht, wo Leute, die es schon zum Gefreiten oder gar zum Unteroffizier gebracht hatten, ihre Macht über zum Gehorsam verpflichtete junge Menschen demonstrieren durften. Oft mit entwürdigenden, sadistisch motivierten Befehlen, wie: „An den Horizont marsch marsch!“, „Hinlegen! Auf! Hinlegen! Auf!...“, oder Liegestütz und Kniebeugen bis zur Erschöpfung. „Können Sie nicht oder wollen Sie nicht?“, „Rufen Sie: ich bin eine Flasche!...Lauter!“ und dergleichen. Erich Kästners Gedicht „Sergeant Waurich“ ist mir aus der Seele gesprochen. Ich verfügte leider nicht über die schlitzohrige Gelassenheit des braven Soldaten Schwejk, mit der er den militärischen Terror lächerlich machte.

Gestohlene Jugend. Wir hätten lieber die geplanten Reisen mit Freunden auf Motorrädern gemacht und lieber in Jugendherbergen übernachtet als in Kasernen eingesperrt und irrationaler Befehlsgewalt unterworfen zu

sein. Lieber hätten wir die wertvolle Lebenszeit genutzt, um uns auf den Beruf vorzubereiten. Lieber hätten wir abenteuerliche Bücher als Heeresdienstvorschriften gelesen, lieber musiziert als Gewehre gereinigt, lieber im weichen Bett geschlafen als bei nächtlichem Alarm vor Müdigkeit umzufallen, lieber mit Mädchen getanzt und geflirtet, Ausflüge gemacht und Feste gefeiert, als primitive Besäufnisse mitzumachen. Und lieber hätten wir die Menschen anderer Länder als Freunde kennengelernt, als ihre Tötung zu üben.

Aber auch das war erst ein Anfang. Der Terror der militärischen Ausbildung hatte den sicher nicht unbeabsichtigten Erfolg, dass man sich als junger Mensch auf den „Einsatz“ freute, der einem als Befreiung von diesem Terror vorschwebte. Und der Einsatz kam dann auch. Und sah anders aus, als man sich das gedacht hatte.

Als wir im Januar 1944 nach tagelanger Fahrt in Güterwagen eng auf Stroh gelagert in Italien ankamen, wurden wir mit der Nachricht empfangen, dass ein Kamerad, der in der Kaserne auf meiner Stube gelegen hatte und wenige Tage vor mir auf Transport gegangen war, auf eine Mine getreten und an den Verletzungen gestorben sei. Er hatte eine schöne Tenorstimme, hat uns oft sentimentale Lieder wie „Mamatschi, schenk mir ein Pferdchen“ vorgesungen und wäre wahrscheinlich ein bekannter Sänger geworden. Wir hatten schon einmal an seinem Schicksal Anteil genommen, als er erfahren hatte, dass bei einem Luftangriff auf seine Heimatstadt Kassel mehrere Familienangehörige getötet worden waren. Jetzt hörten wir, dass er auf dem Sterbelager noch einen Brief an seine Eltern diktiert hatte, in dem er den Sinn seines Lebens und seines Todes so getreu der damals herrschenden Ideologie formuliert hatte, dass der Brief vor der ganzen Kompanie als vorbildlich verlesen wurde. Er hatte keine Gelegenheit mehr, zum engagierten Antifaschisten und Kriegsgegner zu werden.

Mein erster Einsatz war südlich von Rom, wo die Amerikaner bei Nettuno gelandet und einen Brückenkopf gebildet hatten. Dort entwickelte sich ein Stellungskrieg, bei dem wir tage- und nächtelang in Schützenlöchern hockten und die Köpfe einzogen, wenn amerikanische Scharfschützen uns aufs Korn nahmen oder Granaten heranheulten. Wenn die Amerikaner uns mit Panzern überrollt und über dem Schützenloch gedreht hätten, hätte uns Kopfeinziehen nicht gerettet. Um wenigstens einen gewissen Schutz vor Gewehrfeuer und Granatsplittern zu haben, musste man Schützenlöcher graben können. Und dazu brauchte man einen Klappspaten. Ich hatte keinen, musste ihn mir von einem Kameraden borgen, der sich irgendwo in der Nähe eingegraben hatte. Also musste ein Spaten her. Und ich entdeckte einen am Gürtel eines toten amerikanischen Soldaten, der etwa 50 Meter entfernt zwischen den feindlichen Linien lag. In der Nacht robbte ich zu dem toten Kameraden in der anderen Uniform, löste den Spaten von seinem Gürtel und kam, wiederum robbend, heil zurück. Ein Erlebnis, das unbedeutend erscheint, wenn man die Gefahr, die Angst und die Dankbarkeit außer Betracht lässt.

Ich denke auch an das Vorrücken unserer sMG-Gruppe (= schweres Maschinengewehr mit Lafette), als deren für das Tragen der Munitionskästen zuständiger Schütze 3 ich fungierte, durch eine Bachschlucht, an deren Böschung unsere Einheit eine Frontlinie bilden sollte. Dabei mussten wir auf dem schmalen Fußpfad über die Leichen deutscher Soldaten steigen, auch über die Leiche des Schützen 1 einer anderen sMG-Gruppe, der seinen Kopf wohl etwas zu hoch über die Deckung gehoben und einen Schuss in die Stirn erhalten hatte.

Auch die Kunst, durch Abgabe ungezielter Schüsse den Anschein vaterländischer Aktivität zu erwecken, war mir nicht fremd. So wurde unsere Nachtruhe am Bahndamm

von Littoria, die darin bestand, sich an der Böschung auf die Erde zu werfen und völlig übermüdet sofort einzuschlafen, alle paar Minuten durch den Befehl unterbrochen, einige hundert Meter weiter zu laufen und dann ein paar Schüsse in der Richtung abzugeben, in der die amerikanische Schützenlinie zu vermuten war. Erst durch ein Buch von Gerhard Zwerenz („Soldaten sind Mörder“), der in der selben Gegend Italiens wie ich Soldat gewesen sein muss, wurde mir klar, welchem militärischen Zweck diese Abgabe ungezielter Schüsse dienen sollte. Es ging offenbar darum, den Amerikanern eine zusammenhängende deutsche Front vorzutäuschen. Wenn sie unsere wirkliche Schwäche gekannt hätten, wäre es eine Kleinigkeit für sie gewesen, uns zu überrollen.

Italien kann im Januar sehr kalt sein. Die Nacht am Bahndamm von Littoria hat sicher dazu beigetragen, dass ich an Lungenentzündung erkrankte. Ich merkte nur, dass mir das Atmen immer schwerer wurde und dass ich mit den Munitionskästen, die ich als sMG-Schütze 3 tragen musste, weit hinter meinen Kameraden zurückblieb. Die Bahnlinie lag unter Granatwerferbeschuss, aber ich war so erschöpft, dass ich mich mit meinem schweren Gepäck nicht mehr hinwarf, wenn eine Granate in meiner Nähe explodierte. Ich dachte: wenn dich eine trifft, ist die ganze Quälerei vorbei.

Zu meinem Glück stellte ein junger Arzt die richtige Diagnose und schickte mich nach Orvieto, wo ich in einen Lazarettzug eingeladen wurde. Ich kam nach Cortina d'Ampezzo, wo alle Hotels zu Lazaretten umfunktioniert und mit roten Kreuzen auf den Dächern vor Luftangriffen geschützt worden waren. Mein Aufenthalt im Hotel Bellavista (das inzwischen einem Neubau gewichen ist) sollte mehrere Monate dauern, weil sich ein sehr fürsorglicher Arzt, Prof. Dr. Lapp aus Wien, nicht nur meiner Lunge, sondern auch einer hartnäckigen Furunkulose annahm und mein allmähliches

Gesundwerden mit großzügigen Ausgangsgenehmigungen förderte. Er hatte wohl auch den Ehrgeiz, mich ein bisschen aufzupäppeln. Als einmal ein höherrangiger Militärarzt zur Besichtigung erschien, stellte er mich dem wohlgenährten Kollegen vor mit den Worten: „Dieser Patient wurde bei uns mit einem Gewicht von 57 Kilo eingeliefert, jetzt wiegt er 64 Kilo“. In dem mit vier Patienten belegten Zimmer kamen Humor und Späße mit Schwestern und anderem Personal nicht zu kurz, und auch für unterhaltsame, von der Zensur genehmigte Literatur aus der Bibliothek des Hauses war gesorgt.

Es schloss sich noch ein zweiwöchiger Genesungsurlaub im Hotel Villa Argentina an, den ich auch in angenehmer Erinnerung habe. In der Zauberbergatmosphäre des Erholungsheims hatte sich eine Insel der Zivilisation gebildet, die sich merklich von der sonst herrschenden militärischen Verrohung der Menschen unterschied. Als Patienten verwandelten wir uniformierten Hampelmänner des militärischen Apparats uns wieder in Menschen mit individueller Persönlichkeit, die auch zum Lachen und zur Selbstironie fähig waren. So wurde regelmäßig, wenn wir in den Speisesaal humpelten, die Platte mit dem Einzug der Gladiatoren von Julius Fucik aufgelegt und viel gelacht.

Ich lernte hier den österreichischen Komponisten Werner Hübschmann kennen, der meine Begeisterung für Mozarts Musik teilte. Wir unterhielten uns über Texte von E.T.A. Hoffmann und Heinrich von Kleist. Und über Musik. Wagner lehnte er ab, Verdi und Hindemith schätzte er sehr. Es entstand eine spontane Freundschaft. Leider riss die Verbindung ab, als wir wieder vom militärischen Apparat aufgesogen wurden. Als ich ihn endlich im Internet wiederfand, erfuhr ich, dass er Musikprofessor in der DDR geworden, aber schon 1969 gestorben war.

Die Monate in Cortina d'Ampezzo bildeten den einzigen Lichtblick in meiner Militärzeit. Entgegen meiner Erwartung folgte kein Heimaturlaub, sondern Versetzung nach Holland und Polen, wo ich als Rekrutenausbilder eingesetzt wurde.

Am schlimmsten waren die letzten Kriegswochen, die ich als Soldat an der nun schon in Schlesien und Sachsen verlaufenden Ostfront erlebt habe. Mir stehen noch einige unvergessliche Szenen vor Augen. Etwa der russische Soldat, der bei der vorübergehenden Rückeroberung eines deutschen Dorfes gefangen genommen war und nun im Vorgarten eines Hauses mit gefalteten Händen über dem Kopf kniete und von deutschen Soldaten umgeben war. Wir hörten einem Gespräch zu, das ein der russischen Sprache mächtiger Kamerad mit dem Mann führte. Wir erfuhren, dass er Frau und Kinder hatte. Und als er sagte: „Ich weiß, dass ihr mich erschießen werdet“, ging ich entsetzt weg, um das nicht mitzuerleben.

Unvergesslich wird mir der 27. April 1945 bleiben. In der Nähe des Dorfes Luppudubrau bei Bautzen sollten wir den Befehl ausführen, gegen die Frontlinie der Roten Armee zu stürmen, um diese in Richtung Moskau zurückzudrängen und zwölf Tage vor der Kapitulation der deutschen Wehrmacht doch noch den Endsieg zu erringen. Ein wahnsinniges Unternehmen, wie es ähnlich auch Dieter Wellershoff erlebt und in seinem Buch „Der Ernstfall“ geschildert hat. Wir sahen jenseits der Wiese, über die wir vorgehen sollten, an einem Waldrand die russischen Panzer stehen, gegen die uns eine einzige panzerbrechende Waffe, ein erobertes russisches Geschütz, zur Verfügung stand. Ein Kamerad kannte sich mit der Bedienung aus und schoss eine Granate ab. Ihm gelang ein Zufallstreffer, ein Panzerwagen ging in Flammen auf. Wir jubelten. Erst später begriff ich, dass wir da über den furchtbaren Tod von jungen Menschen gejubelt hatten, die in dem Panzer verbrannten.

Wenn die Sowjetsoldaten gewusst hätten, wie schlecht bewaffnet wir waren, hätten sie uns durch ein Vorrücken ihrer Panzerwagen in Minuten vernichten können. Sie begnügten sich damit, uns mit Granaten zu beschießen. Eine Granate explodierte in meiner Nähe, tötete einen neben mir laufenden Obergefreiten und traf auch mich mit einem Splitter, der dicht neben der Wirbelsäule zwischen Schulter und Hals in den Körper eindrang, wo er heute noch sitzt. Eine Verletzung, die dazu führte, dass ich die Kampflinie verlassen musste und mit einem Sanitätsfahrzeug abtransportiert wurde.

Unterwegs gerieten wir unter Granatwerferbeschuss. Ich musste infolge meiner Verwundung unbeweglich im Fahrzeug auf der Bahre bleiben, während die Besatzung sich in den Keller eines Hauses flüchtete. Eine Granate traf das Haus, an dessen Wand das Sanitätsfahrzeug abgestellt war. Auf das Dach des Wagens prasselte Mauerschotter und einige Splitter durchschlugen das Blech des Wagens, ohne mich zu treffen. Da habe ich zum letzten Mal in diesem Krieg Todesangst erlebt.

Am Verbandsplatz traf ich einen Anklamer wieder, der wohl noch Medizin studierte, aber schon als Arzt fungierte. Ich kannte ihn als Tambourmajor des HJ-Fanfarenzugs. Er versorgte mich mit Apfelsaft und zog Kleiderfetzen aus meiner Wunde.

Dann erinnere ich mich an eine dunkle Höhle, in der wir Verwundete zu hunderten auf dem Boden lagen. In einiger Entfernung hörte ich eine Stimme, die ich aus der Zeit der Rekrutenausbildung in Holland kannte. Das war ein schneidiger Offizier, der meine soldatischen Fähigkeiten nicht hoch eingeschätzt hatte („Außer zum Wachestehen zu nichts zu gebrauchen“). Er war offenbar schwer verwundet und jammerte laut. Wahrscheinlich gab es

keine Schmerzmittel mehr. Ich hatte den Eindruck, dass sein Leben zu Ende ging.

Ich erinnere mich nicht, wie ich aus dieser Höhle voll sterbender Krieger herausgekommen bin. Vielleicht hat mein Anklamer Tambourmajor dafür gesorgt. Jedenfalls gehörte ich dann zu der endlosen Kolonne deutscher Soldaten und Zivilisten, die durch die nördliche Tschechoslowakei nach Westen flüchteten, um nicht in russische Gefangenschaft zu geraten. Ich hätte Arbeit in sibirischen Bergwerken bei meinem damaligen körperlichen Zustand sicher nicht überlebt.

Am 8. Mai 1945, also am Tag der deutschen Kapitulation, erreichte ich bei Karlsbad amerikanische Truppen, gab Waffen und Soldbuch ab und kam auf dem Flugplatz von Eger in ein riesiges von bewaffneten Posten bewachtes Gelände, das als Gefangenenlager diente, ohne irgendwelche Einrichtungen für die Unterbringung von vielen tausend Menschen zu haben. Wir lagen da Tag und Nacht auf dem Flugplatz ohne Zelte oder sonstigen Wetterschutz. Die Amerikaner hatten sich auch als für die Verpflegung unzuständig erklärt, und zwar mit der Begründung, auf uns finde die Haager Landkriegsordnung keine Anwendung, weil wir nicht Kriegsgefangene sondern „entwaffnete Deutsche“ seien. Die „entwaffneten Deutschen“ hatten im Lager gleich wieder Kompanien gebildet, die sehr unterschiedlich mit Lebensmitteln versehen waren. Da ich das Pech hatte, einer Kompanie zugeteilt zu werden, die über keine Lebensmittelvorräte verfügte, gehörte ich zu den Gefangenen, die auf Diebstähle innerhalb des Lagers angewiesen waren, um zu überleben. Ich bildete mit einem anderen Unteroffizier und einem Feldwebel, die ich im Lager kennengelernt hatte, gewissermaßen eine kriminelle Vereinigung, die unter nicht ganz ungefährlichen Umständen nachts die nötigen Lebensmittel besorgte und daraus tagsüber etwas zusammenkochte und verzehrte.

Das waren noch zwei schlimme Wochen, bevor die Entlassungen aus dem Lager begannen. Ich gehörte zu den ersten, die entlassen wurden, weil ich nicht meinen in der sowjetischen Besatzungszone gelegenen Wohnort, sondern einen Ort in der amerikanischen Besatzungszone als Heimatadresse angegeben hatte. In der Nacht vom 22. zum 23. Mai 1945 traf ich nach zwölfstündiger Fahrt auf einem mit 50 deutschen Gefangenen eng stehend beladenen amerikanischen Lastkraftwagen in Kassel ein, wo ich bei Verwandten Unterkunft fand, die mich nur ungern aufnahmen. Der Sohn des Hauses, mein Vetter, war noch in den letzten Kriegstagen gefallen. Ich war der falsche Heimkehrer.

Es gab keine Post- oder Telefonverbindung zwischen den Besatzungszonen, so dass ich erst nach vier Monaten vom Tod meiner Eltern erfuhr. Im September 1945 kam eine an meine Eltern gerichtete Postkarte zurück, die ein amerikanischer Offizier über die Zonengrenze geschmuggelt hatte. Sie enthielt einen Vermerk, der wohl von dem Anklamer Postboten stammte: „Beide durch Freitod aus dem Leben geschieden“. Nachdem Ende Oktober 1945 der Postverkehr zwischen den Besatzungszonen möglich wurde, erfuhr ich, dass meine Eltern schon seit Anfang Mai tot waren. Ich wurde als Neunzehnjähriger gewissermaßen über Nacht erwachsen und begriff, dass ich nun mein Leben selbständig in die Hand nehmen musste.

Im November 1945 wagte ich zum ersten Mal die Reise über die militärisch bewachte Zonengrenze nach Anklam, die mit heute unvorstellbaren Schwierigkeiten und Gefahren verbunden war und mehrere Tage und Nächte in Anspruch nahm. Anklam gehörte zu den Städten, die, wie es Hitler befohlen hatte, militärisch verteidigt wurden. Nach der von der Roten Armee erkämpften Einnahme der Stadt war diese von deutscher Artillerie beschossen und von

deutschen Kampfflugzeugen bombardiert worden. So wurden die Reste des schon durch frühere Luftangriffe schwer getroffenen Stadtzentrums meiner Heimatstadt in ein Trümmerfeld verwandelt.

Ich erfuhr von Nachbarn und Freunden, dass mein Vater sich durch das Hissen einer Rotkreuzfahne am Haus als Arzt zu erkennen gegeben und sich mit einem russischen Arzt auf französisch, der einzigen gemeinsamen Fremdsprache, unterhalten hatte. Aber diese kollegiale Verständigung verhinderte nicht, dass meine Eltern von betrunkenen russischen Soldaten mit dem Messer bedroht und beraubt wurden. Eine plakatierte Aufforderung der Militärregierung, dass sich alle Parteigenossen der NSDAP in der sogenannten Kriegsschule einzufinden hätten, war dann der Anlass für meine Eltern, sich mit einer bereitliegenden Dosis Morphium das Leben zu nehmen, nachdem sie sich von befreundeten Nachbarn verabschiedet und einen Abschiedsbrief für mich hinterlassen hatten. Ich bin traurig, dass meine Eltern keinen anderen Ausweg gefunden haben, aber ich verstehe, dass mein Vater sich nicht in russische Gefangenschaft begeben wollte. Und ich verstehe, dass meine Mutter, obwohl sie politisch unbelastet war, nicht allein zurückbleiben wollte. An den Frauen wurde Rache genommen für das, was deutsche Soldaten in Russland getan hatten. 600 Menschen haben damals in Anklam den Freitod gewählt. – Unser Nazi-Klassenlehrer ist übrigens rechtzeitig in den Westen geflüchtet, wo er es nach dem Krieg zum Schulleiter gebracht hat.

Mein Elternhaus und das gesamte sonstige Vermögen meiner Eltern war von der Besatzungsmacht enteignet worden. Als ich nach Anklam kam, fand ich mein Elternhaus im Besitz eines Berufskollegen und Duzfreundes meines Vaters vor, der rasch gewendet Mitglied der KPD geworden war und das gesamte zu Volkseigentum gewordene bewegliche Vermögen meiner Eltern zu lächerlichen Preisen erworben hatte. Da sein eigenes

Haus von der Besatzungsmacht in Anspruch genommen wurde, soll er die Enteignung meines Elternhauses angeregt haben, um sich dort selbst niederzulassen. Ich sagte ihm ins Gesicht: „Mein Vater würde sich im Grabe .umdrehen, wenn er wüsste, was für einen Freund er an Ihnen gehabt hat.“ Das wurde von Patienten dieses Arztes im Nebenzimmer mitgehört und von ihnen zum Stadtgespräch gemacht. Später wurde bekannt, dass er seine Raffgier auch an seinen Patienten betätigte, so dass er im Gefängnis endete, wo er sich erhängte.

Meine Bemühungen, bei Anklamer und Schweriner Instanzen die Enteignungen rückgängig zu machen, blieben erfolglos. Auch meine kurz vor der Einberufung erfolgte Zulassung zur höheren Forstlaufbahn in Pommern war wertlos geworden. Ich bemühte mich um eine Übernahme in den hessischen Forstdienst, aber vergeblich. Daran war auch durch eine siebenmonatige Tätigkeit als Forsteleve und Waldarbeiter (mit einem Stundenlohn von 48 Pfennigen) nichts zu ändern. Ich musste mir einen neuen Beruf ausdenken, und mir fiel nur die Juristerei ein. Nicht ahnend, dass mich der Rechtsanwaltsberuf eines Tages faszinieren würde.

Nachdem ich in Kassel das Abitur nachgeholt hatte, begann ich im Wintersemester 1946/47 das Studium der Rechtswissenschaft in Göttingen. Auch diese Zeit, mit der viele Akademiker eine lebenslange Erinnerung an jugendliche Ungebundenheit und studentischen Übermut verbinden, gehört für mich noch zum Thema gestohlene Jugend. Ich habe in dieser Zeit Armut und Hunger gelitten und musste, um zu überleben, da es damals noch kein Bafög gab, alle möglichen vom Akademischen Hilfswerk vermittelten Arbeiten übernehmen, wie Kartoffelschälen in der Mensa, Holzhacken, Kundenwerbung für einen Kohlenhändler und Hausieren mit Rasierklingen und unzerbrechlichen Kämmen. Eine armselige Existenz, die damals „Werkstudent“ genannt wurde. Dass es auch

Liebe, Freundschaften und Spenden vom Akademischen Hilfswerk und freundlichen Menschen gab, soll nicht unerwähnt bleiben. Ich denke oft an die Menschen, die mir in diesen bitteren Jahren nach dem Krieg geholfen haben, mit einem Gefühl von großer Dankbarkeit zurück. Dazu gehörte zum Beispiel auch der Haumeister Mügge aus Altenritte, der merkte, dass ich bei meinen Kasseler Verwandten nicht genug zu essen kriegte und manchmal, wenn wir im Wald Bäume fällten, ein Gefäß mit gehaltvoller Suppe für mich dabei hatte.

Ich hatte den Krieg, seine Missachtung menschlichen Lebens und seinen Wahnsinn, nur aus der Sicht eines Soldaten kennengelernt, der mit viel Glück überlebt und viele bekannte und unbekannte Kameraden hatte sterben sehen. Erst in der nachfolgenden Lebenszeit habe ich nach und nach die ganze Dimension des ungeheuerlichen Geschehens und des unermesslichen Verbrechens seiner Führer begriffen. Und damit bin ich immer noch nicht fertig.

Dass den verbrecherischen Fieberphantasien Adolf Hitlers ein ganzes Volk bis in den Wahnsinn dieses Krieges folgen konnte, erfüllt mich noch heute mit Misstrauen gegenüber konservativen Mehrheiten. Erste Zweifel an den Führerqualitäten des sogenannten „Führers“ und seiner Generäle tauchten auch in meinem Elternhaus auf, als in Stalingrad eine ganze Armee geopfert wurde, die befehlsgemäß bis zur letzten Patrone kämpfen sollte, statt rechtzeitig den Rückzug anzutreten. Ich gab sicher auch die Meinung meiner Eltern wieder, als ich am 7. Februar 1943 in mein Tagebuch schrieb:

*Demgegenüber was ich bei Stalingrad empfunden habe, erscheint mir alles klein, was darüber gesagt worden ist. Görings Rede, die wir Sonnabend in der Aula hören sollten, aber wegen der Verspätung schließlich doch zu Hause hörten, hat mich geradezu erschreckt, denn sie strotzte von völlig unangebrachtem Optimismus. Ich hatte*

*gehofft, daß Stalingrad für die deutsche Führung eine Lehre sein könnte, die uns vielleicht vor der Niederlage bewahrt, wenngleich dafür Tausende deutscher Männer Blut und Leben lassen mußten.*

Der zuletzt zitierte Satz verbirgt, dass wir den sofortigen Friedensschluss und die Räumung des unter immensen Verlusten an Menschenleben auf beiden Seiten eroberten Landes für die einzig vernünftige Lösung hielten. Hitler und Göring sahen das anders. In meinem Tagebuch heißt es:

*Wenn man angesichts des russischen Gegners noch nach Stalingrad sagen kann, daß dies nun endgültig die letzte Erhebung dieses Kolosses sei, scheint man eine Lehre wohl kaum gezogen zu haben.*

Mein Nachdenken über den Wahnsinn des Krieges setzte also früh ein und hat bis heute nicht aufgehört. Noch mehr hat mich das Entsetzen über den Massenmord an Juden, Kommunisten, Sozialdemokraten und anderen unerwünschten Minderheiten gepackt, als ich davon nach dem Krieg erfuhr. Einige Überlebende des antisemitischen Terrors sind mir zu guten Freunden geworden. Begegnungen, die mich immer wieder daran erinnerten, dass es nur glücklichen Umständen zu verdanken war, dass nicht auch sie dem faschistischen Massenmord zum Opfer gefallen sind. Ich nenne die Züricher Literaturagentin Ruth Liepman, die sich in den Niederlanden bei mutigen Menschen verbergen konnte und ihr Überleben in einem erschütternden Buch („Vielleicht ist Glück nicht nur Zufall“) beschrieben hat, den Bremer Filmemacher Karl Fruchtmann, der nach Palästina auswandern konnte, den Juraprofessor Arnold Heidenheimer, der mit seinen Eltern 1938 ins amerikanische Exil geflüchtet ist, den polnischen Journalisten Leon Szulczynski, der den Krieg im Ghetto überlebt hat und Ende der 60er Jahre vor antisemitischer Verfolgung aus Polen flüchtete. Und Rechtsanwalt Fritz Wolff, mit dem zusammen ich Hans Modrow, den

zweitletzten Ministerpräsidenten der DDR nach der Wende gegen eine politisch motivierte Anklage verteidigt habe – wie Wolff als „Halbjude“ in Deutschland überlebt hat, ist in seinem Buch „Ein Leben - Vier Mal Deutschland“ nachzulesen. Und nicht zuletzt ist Walter Kaufmann zu nennen, dessen Buch „Schade, dass du Jude bist“ einige Kapitel enthält, die man nur mit tiefer Erschütterung lesen kann. Walter Kaufmann und der Journalist Alfred Fleischhacker, den ich als Reporter des DDR-Rundfunks während des Thälmann-Mordprozesses kennenlernte, gehörten zu den etwa zehntausend jüdischen Kindern, die nach der Pogromnacht des 9. November 1938 auf Einladung der britischen Regierung – ohne ihre Eltern - nach England auswandern konnten und so dem Massenmord entgingen. Und um auch dies zu sagen: Ich bin sicher, dass es unter meinen jüdischen Freunden keinen gab, der die Politik der konservativen israelischen Regierung gegenüber den Palästinensern gebilligt hätte. Sonst wäre er nicht mein Freund gewesen.

Mit Emil Julius Gumbel, dem bedeutendsten Justizkritiker der Weimarer Republik, der als jüdischer Emigrant in den USA lebte und dort als Professor für statistische Mathematik wirkte, habe ich mich zu gemeinsamen Ferientagen im Schwarzwald getroffen. Er hat mein zusammen mit Elisabeth Hannover-Drück verfasstes Manuskript „Politische Justiz 1918 – 1933“ zustimmend gelesen. Das Erscheinen des Buches (1966) hat er leider nicht mehr erlebt. Einige Jahre vorher hatte er eine Gastprofessur in Hamburg wahrgenommen und die enttäuschende Erfahrung gemacht, dass man ihn in Deutschland nicht mehr kannte.

Die Überwindung faschistischen Denkens in der bundesdeutschen Rechtswirklichkeit konnte schon wegen der personellen Kontinuitäten im Parlament und in der Justiz kaum gelingen. Der hessische Generalstaatsanwalt Fritz Bauer, der aus der Emigration zurückgekehrte

jüdische Jurist und Demokrat, dem das Zustandekommen des Auschwitz-Prozesses und viele bedeutsame Veröffentlichungen zu verdanken sind, hat über seine berufliche Existenz in der frühen Bundesrepublik gesagt, wenn er sein Dienstzimmer verlasse, befinde er sich in Feindesland. Das skandalöse Versagen der bundesdeutschen Justiz bei der Verfolgung der Naziverbrechen ist nie ins politische Bewusstsein der Bevölkerungsmehrheit gedrungen. Ich habe es als Nebenklagevertreter für die Tochter des auf Hitlers Befehl von einem SS-Kommando ermordeten KPD-Vorsitzenden Ernst Thälmann vor Gericht miterlebt, wie der angeklagte SS-Funktionär in einem durch Rechtsbeugung manipulierten Verfahren freigesprochen wurde.

Um so eifriger kriminalisierten die Politiker der parlamentarischen Mehrheit und die von alten Nazis dominierte Justiz die Kommunisten, die Hitlers und Stalins Terrorjustiz übriggelassen hatte. Erst der Tätigkeit als Strafverteidiger in politischen Prozessen verdankte ich Kenntnis von der noch immer geflissentlich verschwiegenen Tatsache, dass es vor allem Kommunisten waren, die schon vor Hitlers Machtübernahme entschiedenen Widerstand gegen dessen angekündigten Krieg geleistet haben und dafür zu Tausenden ermordet worden sind.

Nach einem der kommunistischen Widerstandskämpfer, die im Nazi-Reich zum Tode verurteilt und hingerichtet wurden, hatte die KPD nach dem Krieg ihr Parteihaus in der Bremer Lindenhofstraße Robert-Stamm-Haus genannt. Das Haus war 1933 von den Nazis enteignet worden, dann nach dem Krieg als Wiedergutmachung von Nazi-Unrecht an die KPD zurückgegeben und mit dem KPD-Verbot von 1956 zum zweiten Mal enteignet worden. Ich sehe noch den alten KPD-Genossen Albert Krohn, der seine Ersparnisse für die Renovierung dieses Hauses geopfert und zwei Mal die Enteignung erlebt hatte, weinend vor Wut und Verzweiflung in meinem Büro sitzen. Mein Bemühen,

ihm und anderen kommunistischen Mandanten das Eigentum am Robert-Stamm-Haus zu erhalten, blieb erfolglos. Die Macht der aus dem Hitler-Reich stammenden Repräsentanten der Staatsgewalt war stärker.

Einen in Bremen sehr populären kommunistischen Widerstandskämpfer, den langjährigen Bürgerschafts-abgeordneter der KPD, Willi Meyer-Buer, habe ich im Jahr 1963 vor dem Landgericht Bremen verteidigt. Willi Meyer-Buer war bis zum KPD-Verbot von 1956 ein auch bei politischen Gegnern hochgeachteter Bürgerschafts-abgeordneter, der als brillanter Redner und erfolgreicher Kaufmann in der Bevölkerung viele Sympathien genoss. Man wusste, dass er wegen seiner politischen Gesinnung im Hitler-Reich sieben Jahre Freiheitsentzug und Misshandlungen in Zuchthäusern und Konzentrations-lagern erlitten hatte. Und als er sich nach dem KPD-Verbot als unabhängiger Sozialist an der Bundestagswahl des Jahres 1961 beteiligte und dabei bekannte, dass er immer noch Kommunist sei, sahen Staatsanwälte und Richter, die zum Teil schon im Nazi-Reich amtiert hatten, darin einen Verstoß gegen das KPD-Verbot und verurteilten ihn zu einer Gefängnisstrafe. Ihre Urteilsgründe lesen sich wie ein Plagiat des Nazi-Urteils, das Meyer-Buer damals als Kommunist zu Zuchthausstrafe verurteilt hatte.

Wenn die SPD dafür gefeiert wird, dass sie die einzige Partei gewesen sei, die im März 1933 gegen Hitlers Ermächtigungsgesetz gestimmt habe, wird gern vergessen zu erwähnen, dass es damals 81 kommunistische Reichstagsabgeordnete gab, die Hitler verhaften oder ermorden ließ, um eine verfassungsändernde parlamentarische Mehrheit zu ermöglichen.

Das Ende der Nazi-herrschaft, ihrer Zwänge und ihres Terrors haben viele junge Menschen meiner Generation als Tor zu einer friedlicheren Welt erlebt. „Nie wieder Krieg! Nie wieder Faschismus!“ war die Parole, die das

ausdrückte, was wir aus der Nazizeit gelernt hatten. Wolfgang Borcherts Drama „Draußen vor der Tür“ und seine Antikriegserzählungen waren die literarische Dokumentation einer Gesinnung, die eine menschlichere Welt schaffen wollte. Wir glaubten eine Zukunft vor uns zu haben, in der die Menschheit den Krieg für immer überwunden hatte. Wir lernten die verbrannten Dichter, die verbotenen Komponisten und die als entartet verfeimten Maler und Bildhauer kennen. Aber bald gaben wieder die Gestrigen den Ton an. Und Vieles, das die zum Kriegsdienst, zu Hitler-Jugend und anderen NS-Organisationen gezwungene oder verführte Generation in ihrer gestohlenen Jugend versäumt hat, ließ sich nicht nachholen.

Ich denke, dass wir eine Verpflichtung haben, unseren Planeten für künftige Generationen in bewohnbarem Zustand zu hinterlassen. Eine Verpflichtung, gegen die noch heute tagtäglich verstoßen wird. Dass, um Beispiele zu nennen, unsere Nachkommen den in unserer Zeit gewinnträchtig produzierten strahlenden Atommüll noch in Jahrtausenden bewachen und mit den Konsequenzen anderer folgenschwerer Misshandlungen des Planeten und seiner Bewohner fertig werden müssen, wird sie an einige der unverantwortlichen Staatsaktionen des globalen Kapitalismus erinnern, die sie der heute lebenden Generation vorwerfen werden. Und was wird man, wenn irgendwann der dritte Massenmord mit Atombomben verübt wird, zu der versäumten Möglichkeit sagen, Herstellung und Anwendung dieser Massenvernichtungsmittel als für alle Nationen gültiges finales Kriegsverbrechen zu definieren? Wird man sich dann des von 500 Millionen Menschen in aller Welt unterzeichneten Stockholmer Appells zur Ächtung der Atomwaffe von 1950 erinnern, der im Zeichen des kalten Krieges als kommunistischer Täuschungsversuch diffamiert und sabotiert werden konnte?

Als Verteidiger im Düsseldorfer Friedenskomitee-Prozess, der im November 1959 begann, habe ich in meinem Plädoyer an die schrecklichen Folgen der in Hiroshima und Nagasaki abgeworfenen Atombomben für Neugeborene erinnert, die mit fehlenden oder verkrüppelten Körperteilen und anderen schweren Schäden auf die Welt kamen, und die Befürchtung ausgesprochen, dass uns erst, wenn unsere Kinder ohne Augen auf die Welt kommen, die Augen dafür geöffnet werden könnten, welche unbeherrschbaren Gefahren mit der Erfindung der Atombombe entstanden sind. Ich bin in dieser Frage lebenslang sensibilisiert durch die Tatsache, dass eines meiner Kinder, das zur Zeit der größten radioaktiven Verseuchung der Atmosphäre durch Atombombenversuche Ende 1961 geboren wurde, im Alter von sieben Jahren an Leukämie gestorben ist, die damals noch unheilbar war. Selbstverständlich ist es der Lobby der Rüstungsinteressenten und deren politischen Mitläufern gelungen, das Bekanntwerden des statistischen Nachweises zu verhindern, dass es einen kausalen Zusammenhang zwischen radioaktiver Verseuchung der Atmosphäre und vieltausendfachem Kindertod gibt.

Menschen, die noch den zweiten Weltkrieg miterlebt und die verlogenen Rechtfertigungen von Kriegen und Waffenproduktion erkannt haben, werden durch die Fortsetzung der Politik mit menschenfeindlichen Mitteln immer wieder daran erinnert, dass die Menschheit in unserer Lebenszeit nicht vernünftiger geworden ist. Das Tor zu einer friedlicheren Welt, das nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs offen zu stehen schien, ist längst wieder zugeschlagen. Die törichte mit Bedrohungslegenden popularisierte antikommunistische Aufrüstung war wichtiger als die Ächtung des Krieges, bei der gerade wir Deutschen ein Wort hätten mitreden können. Den Deutschen hätte vorbildlicher Pazifismus gut zu Gesicht gestanden. Stattdessen ist das militante Freund-Feind-Denken bruchlos fortgesetzt worden. Von unseren

politischen Repräsentanten wird Einmischung in bewaffnete Konflikte in aller Welt gefordert und praktiziert, Nach dem Wegfall der antikommunistischen Bedrohungslegende waren neue Feinde und neue Vorwände für militärische Interventionen schnell gefunden. Da wird wieder Volksvermögen für Rüstung und Militär verpulvert, das anderswo nötig gebraucht würde. Der real existierende, jetzt global herrschende Kapitalismus mutet den Menschen zu, in einer Welt zu leben, in der an Kultur und Bildung gespart wird, während Menschen in von der Natur benachteiligten Weltgegenden an Hunger sterben. Wenn das Leben auf unserem Planeten für alle Menschen lebenswert werden soll, bleibt für Jüngere und Junggebliebene noch viel zu tun.

Glücklicherweise besteht das Leben eines Strafverteidigers und Friedenskämpfers nicht nur aus Kaserne, Kapitalismus, Klassenjustiz und Krieg. Wenn ich trotz alledem ein fröhlicher Mensch geblieben bin, dann verdanke ich das nicht nur dem guten Humor, der in der Familie Hannover seit Generationen erblich ist, sondern auch meiner Freude am Familienleben und an Gemeinsamkeiten mit gleichgesinnten Freunden, sowie meiner Lust zum Fabulieren. Ich hatte mir als Kind immer Geschwister gewünscht. Und das hat sicher dazu beigetragen, dass ich das Aufgehobensein in den großen Familien meiner Lebenspartnerinnen sehr genossen habe und selbst eine große Familie haben wollte. Meine sechs Kinder haben meine schon in Kindertagen entstandene Lust zum Fabulieren und meine Erinnerungen an die kindliche Phantasiewelt neu beflügelt und mir über noch immer aktuelle depressive Wirkungen des Krieges und des militärischen Terrors hinweggeholfen. Wenn man in diese unschuldige zeitlose kindliche Phantasiewelt abtaucht, in der Pferde über Häuser springen und Mücken telefonieren können, und mit Kindern lacht, wird man ein anderer Mensch und kann eine Zeitlang die Schlechtigkeiten dieser Welt vergessen. Und wenn Sie Lust haben, noch die eine

oder andere Kindergeschichte zu hören, können Sie nachher trotz der ganzen Scheiße, wie Karl Marx das Veränderungsbedürftige dieser Welt genannt hat, einigermaßen getröstet nach Hause gehen.